

**Pfarrer Daniel Städtler**  
**Predigt über 1. Mose 3**

anlässlich des Schöpfungsgottesdienstes  
in der St.-Laurentius-Kirche Wonsees  
am Samstag, 13. Oktober 2018

Dieses Jahr war in den Medien oft eine Zahl zu hören: 76%. Die Gesamtmasse an Insekten in Deutschland ist in den letzten 30 Jahren um 76% zurückgegangen. Wenn ich also alle Insekten einsammeln und wiegen könnte, dann hätten sie in den letzten 30 Jahren Dreiviertel an Gewicht verloren. Das sind etliche Milliarden Tiere.

Der Rückgang der Insektenbestände hat viele Gründe: Die Landwirtschaft, das veränderte Klima und die Bebauung von Flächen sind wohl die Hauptgründe.

Bei manchen Dingen leuchtet es sofort ein: Der Sinn von Insektiziden ist ja, Insekten zu töten. Dass aber auch Herbizide wie Glyphosat schaden, ist nicht so offensichtlich. Es hat lange gebraucht, um das einzusehen. Auch andere Aspekte der Landwirtschaft spielen eine Rolle: Die Tiere finden zum Beispiel nicht genug Nahrung. Auf den Feldern blüht halt alles gleichzeitig. D.h. solange der Raps blüht, gibt es ein riesiges Nahrungsangebot. Aber davor und danach ist auf dem Feld nichts zu finden.

Dass das alles Tatsachen sind und keine Hirngespinnste von irgendwelchen Ökos, zeigt sich mehr und mehr. Wir stehen da jetzt an einer Schwelle. Die Fakten liegen mittlerweile deutlich sichtbar auf dem Tisch und nun liegt vor uns als Gesellschaft der schwierige Prozess, uns dem wirklich zu stellen und es nicht zu leugnen oder zu verdrängen. Das ist ja in der Regel der erste Impuls, den man hat. Zu sagen: »Wenn die Insekten sterben, warum habe ich dann immer so viele tote Käfer auf der Windschutzscheibe?« oder »Früher hat das auch keinem geschadet.« oder »Was interessieren mich Insekten?«

Solche schwierigen Prozesse des Annehmens hatten wir schon in der Vergangenheit immer wieder: Dass Rauchen der Gesundheit schadet, ist für uns heute ganz klar, aber wir haben zwei

Generationen gebraucht, um das einzusehen. Die Gefahren von Atomkraft: Es hat zwei große Reaktorunglücke gebraucht, bis wir uns eingestanden haben, dass diese Technologie nicht der richtige Weg ist. Und immer noch ringen wir mit dieser Einsicht. Als von Seite der Wissenschaftler die Fakten klar waren, fing in der Gesellschaft erst der schwere Prozess an, das auch anzunehmen. Mit andern Beispielen will ich gar nicht erst anfangen. Erinnern Sie sich noch daran, dass Menschen sich vor nicht allzu langer Zeit noch mit einem Attest von ihrem Hausarzt bestätigen ließen, dass sie keine Sicherheitsgurte tragen können?

Was genau die nötigen Veränderungen sind, kann ich Ihnen von der Kanzel herab nicht sagen. Natürlich gibt es Menschen mit radikalen Vorschlägen und radikalen Lebensweisen. Aber wir müssen eine Lösung finden, die für alle taugt. Dazu wird wohl an vielen Stellschrauben zu drehen sein. Ich habe keine Zweifel, dass wir eine Lösung finden werden, weil wir eben schon vor ähnlichen Problemen standen und uns immer irgendwann darauf eingestellt haben.

Ich möchte Sie heute auf etwas hinweisen, das mir in der ganzen Diskussion um das Artensterben und den Umweltschutz häufig auffällt. Und zwar, dass die Natur oft sehr funktional beschrieben wird. Wenn ein Umweltschützer erklärt, warum Insekten erhalten werden sollen, dann macht er das so: Er erklärt, wozu sie gut sind. Er erklärt, dass sie die wichtigsten Bestäuber in der Natur sind. Manche Umweltschützer malen uns richtige Horrorszenarien vor Augen: Die Welt ohne Biene, nichts blüht mehr, der Mensch kann nichts mehr ernten usw.

Der Grund, warum Umweltschützer so argumentieren, ist, dass wir in der Regel so denken: Wir teilen die Natur ein in das, was nützt, und das, was nicht nützt oder sogar schadet – in Kräuter und Unkräuter, in Nützlinge und Schädlinge. Die einen wollen wir im Garten, die andern nicht. Wir freuen uns über den Schmetterling und jagen nachts mit der Taschenlampe die Nacktschnecken im Salatbeet. Was sollen wir auch anderes tun? Geht ja gar nicht anders. Es geht auch nicht anders im großen Maßstab. Jedes Unkraut, das auf den Feldern wächst, stört das Wachstum der anderen Pflanzen und jedes Ungeziefer ist eine Gefahr. Und darum werden in der Landwirtschaft Pestizide eingesetzt. Die Biene aber ist kein Ungeziefer, sondern ein Nützling und darum, da sollen sich alle einige sein, erhaltenswert.

Das ist auch alles richtig. Aber Gottes Geschöpfe sind mehr als ihre Funktion. Wenn wir die Arten nur erhalten, weil sie eine Funktion haben, dann wird der Artenschutz überflüssig, sobald wir die Funktion auf andere Art und Weise erfüllen können. Sobald uns eine geniale Methode einfällt, die Bestäubung anders zu ermöglichen, brauchen wir keine Insekten mehr. Ich sehe schon Schwärme von winzigen Drohnen durch die Landschaften fliegen, die die Felder bestäuben.

Dass wir nach der Funktion der Lebewesen fragen, kommt aber nicht von ungefähr. Wir haben eingangs gehört, wie Gott den Adam schuf.

Natürlich ist die sogenannte Urgeschichte in der Bibel ein poetischer Text, kein historischer Bericht. Dass Adam das erste Lebewesen ist, das Gott schafft, verrät uns also nichts über die Evolution des Menschen. Wie jeder poetische Text soll auch diese Geschichte interpretiert werden. Wir sollen

sehen, wie wichtig wir bei Gott sind und wie fürsorglich Gott ist. Wir sollen anhand der Geschichte lernen, in welchem Verhältnis Gott zu uns Menschen steht und wir Menschen zu Gottes Schöpfung.

Adam ist das erste Lebewesen, das Gott schafft. Der Mensch steht für Gott an erster Stelle. Danach schafft Gottes alles andere für den Adam. D.h. die ganze Schöpfung hat eine Funktion: Sie soll dem Leben von uns Menschen dienen. Alles für uns.

Aber die Welt ist mehr. Wenn wir in der Bibel nach der Erschaffung von Adam und Eva weiterlesen, kommen wir zum sog. Sündenfall. Wir haben ihn als Lesung gehört.

In dieser etwas tragischen Geschichte verbirgt sich einer schönsten Verse der Bibel. Es ist ein Vers, der Gottes Verhältnis zu seiner Schöpfung noch einmal ganz anders darstellt. Was macht Gott, während sich Eva und Adam ins Verderben stürzen? Warum ist Gott im Garten unterwegs? Will er was essen? Nein, Gott braucht kein Essen. Will er von den Flüssen trinken? Quatsch! Gott trinkt nicht. Ist er unterwegs, weil er in seiner Allmacht weiß, was Adam und Eva angestellt haben, und sie nun zur Rede stellen will? Auch nicht! Gott ist im Garten, um die kühle Abendluft zu genießen. Wo Luther etwas wenig phantasievoll übersetzt: »Gott geht im Garten«. Steht im Hebräischen ein viel schöneres Wort: MiT-HaLeCH. Das Wort kommt zwar vom hebräischen Wort für gehen (HaLaCH), aber MiT-HaLeCH heißt »auf- und abgehen«, »spazieren«, »flanieren«, »schlendern«. Gott macht einen Abendspaziergang in Garten Eden.

Welche Funktion könnte seine gesamte Schöpfung je für Gott haben? Gott braucht sie nicht – nicht so wie wir sie brauchen. Er braucht sie nicht um zu essen oder zu trinken oder ihre Rohstoffe abzubauen. Gott braucht kein Huhn, das ihm ein Ei legt, keine Kuh, die ihm Milch gibt, und kein Schwein, das er auf den Grill legen kann. Wenn Gott auf seine Schöpfung schaut, ist da nichts, worauf er angewiesen ist, nichts, von dem er abhängig ist. Dieser Garten hat keinerlei Funktion für ihn – was wir Nützlich nennen, ist für Gott so nutzlos wie das, was wir Schädling nennen. Wenn Gott im Garten unterwegs ist, dann geht er spazieren. Er erfreut sich an seiner Schöpfung, an allem was da ist – allem, was summt und brummt und zirpt und quiekt und muht und kräht und schnattert. Die eigentliche und einzige Funktion von allen Geschöpfen ist, dass sich Gott daran erfreut. Das Geheimnis von allem, was ist, ist, dass Gott es liebt.

Vielleicht hat die Schöpfung deshalb so einen atemberaubenden Reichtum. Es gibt Leben in so vielen Farben und Formen und Größen. Jedes Geschöpf Gottes hat einen Platz in unserer Welt. Manche haben Lebensräume, in denen wir nur wenige Minuten überleben könnten. Andere brauchen dieselben Lebensräume wie wir. Sie alle sind perfekt angepasst an ihre Umgebung. Aber sie alle sind mehr als nur Funktion. Vögel singen nicht nur, um Partner zu finden oder sich vor Feinden zu warnen. Sie singen auch einfach so. Weil es ihre Art ist, zu singen. Dabei ist es nicht einmal sinnvoll, weil sie damit unnötig Energie verbrauchen. Tiere spielen. Biologen sagen: »Ist ja klar, so trainieren Jungtiere ihre Fähigkeiten.« Aber auch erwachsene Tiere spielen. Ohne Sinn. Einfach so. Die ganze Schöpfung hat einen Überschuss an Vielfalt und Reichtum und Schönheit, der keine

Funktion hat. Die ganze Schöpfung ist schöner, als sie sein müsste. Aber die verschwenderische Vielfalt der Schöpfung passt genau zu der verschwenderischen Liebe unseres Herrgotts. Und das verleiht allen Kreaturen noch einmal einen ganz anderen Wert. Unsere Welt ist nicht nur erhaltenswert, weil sie uns nützt. Sie ist erhaltenswert, weil Gott sie liebt und sich an ihr erfreut.

Manchmal sehen wir die Welt durch die Augen Gottes. Und dann staunen wir und dann wissen wir, wie kostbar sie ist. Darum fliegen wir ja um die halbe Welt, um da Urlaub zu machen. Und darum trauern wir, wenn Urwälder verloren gehen, große Tiere ausgerottet werden oder die Korallen des Great Barrier Rief absterben. Aber die Schönheit dessen, was man immer sieht, die nimmt man irgendwann nicht mehr wahr. Wer schon immer in der Fränkischen Schweiz lebt, ist vielleicht überrascht, wenn Urlauber über die Schönheit hier staunen.

Aber wenn es uns gelingt, die Schönheit wieder und wieder und immer wieder zu erkennen, hat unser Leben eine ganz andere Qualität. Wir brauchen Schönheit in unserem Leben. Wie wäre das, wenn ich jeden Tag versuchen würde, die Welt um mich mit den Augen Gottes zu sehen? Wenn ich in allem nach der Schönheit und der Freude suche – und sie finde! Wenn ich die Schönheit hier wiederentdecke und nicht mehr auf die Malediven fliegen muss, um Urlaub zu machen – mit allen Problemen, die das Fliegen und der Urlaub dort für die Umwelt mit sich bringt. Dann brauchen wir auch nicht mehr über Verzicht und Einschränkungen reden, weil der Reichtum und die Schönheit trotzdem da ist.

Wenn wir die Welt durch die Augen Gottes sehen, fällt es uns vielleicht auch leichter, die notwendigen Veränderungen mitzutragen, die in den nächsten Jahren kommen müssen und kommen werden. Was wir lieben, werden wir schützen. So wie Gott das mit uns gemacht hat – wieder und wieder – und noch immer tut –, weil er uns – Gott sei Dank! – nicht durch unsere Augen sieht, sondern durch seine.

Amen.